



1925-12-14

## Der Maler Ferdinand Dorsch

Lilly Klaudy

### Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251214&seite=1&zoom=33>

### BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Der Maler Ferdinand Dorsch" (1925). *Essays*. 475.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/475](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/475)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## *Der Maler Ferdinand Dorsch.*

Eine Erinnerung von Lilly Klaudy.

Am 10. b. Feierte der Maler Ferdinand Dorsch, Professor an der Kunstakademie in Dresden, ein ehemaliger Oesterreicher, seinen 50. Geburtstag.

In Wien, im Sonnenhof, über der Pilgrambrücke – 's ist lange her – da gab's einmal ein Maleratelier. Nicht von der Art jener ästhetisch-genial herausgeputzten Tummelplätze intimerer Geselligkeit, kein huscheliges Künstlerboudoir. Eine Werkstatt schlecht und recht, bescheiden eingerichtet mit dem just unerlässlich Nötigen, etlichen Staffeleien, Malkästen, Pinselzeug, einem Faulbett mit onyxdunklem Ueberwurf und einem Schreibtisch, auf dem, wenn „Sitzung“ war, immer ein Glas mit frischen Blumen stand. An den Wänden aber drängte sich ein buntes Allerlei von Farbstiftskizzen, Bildnisstudien, von Oelgemälden und Plakatentwürfen Durch das die ein Wand beherrschende, vielfach geteilte Riesenfenster drang mattes, mildes, sonnenloses Licht, brach, aus der Tiefe quellend, durch die Entfernung sordiniert, wie Meermuschelgebraus der vielstimmige Chor des Großstadtstraßenlebens. In einer der tiefer gelegenen Wohnetagen hielt jemand eine zahme Amsel. Die pfiff und sang den ganzen lieben Tag. Sie hatte irgendwie den Posthornruf erlernt und übte diesen zäh und unermüdlich, wie eine zielbewußt ausdauernde Gesangselevin. Trotz allen Eifers aber wußte sie im vierten Takt nicht weiter, brach regelmäßig an derselben Stelle ab und endete mit einer etwas schlampigen Kadenz, die wie das verlegene Lachen einer klang, die sich des eigenen Gestümpers schämt. Auf einem Malgerüst, zum Abtransport bereit, stand das Porträt des alten Kaisers. Mit wohlwollendem Schmunzeln sah es in den Raum. Eine der österreichischen Landeshauptstädte hatte das Bild bestellt. Der ihren Auftrag ausgeführt, war König Franz Josefs Untertan, ein Transleithanier des alten Oesterreich, Ferdinand Dorsch.

Sollte sein Name in Wien vergessen sein? Als Benjamin einer vielköpfigen deutschen Beamtenfamilie in Ungarn geboren, war der junge Dorsch früh schon, kaum daß er die Kinderschuhe recht vertreten hatte, nach Deutschland gekommen. Sein werktätiger Gönner und Beschützer Prinz von Reuß sorgte dafür, daß dort dem vielversprechenden jungen Talent die richtigen Wege gewesen wurden. Als Schüler Gotthard Kuehls bezog der Malnovize aus dem Bruderland die Dresdner Kunstakademie, wurde dort bald der Liebling seines Lehrers, später aber, als die Jahre der Reife den Altersabstand zwischen den beiden Männern allgemach verwischten, des Meisters treuergebener Freund. Gleich sein erstes großes Oelgemälde, das Triptychon „Ein deutsches Lied“, eine lyrisch-epische Paraphrase in Farben über das uralte Volksliedmotiv von Lieben, Scheiden und Verlierenmüssen, trug Dorsch als Preis die goldene Medaille ein. Das war anspornender Erfolg, der freilich auch verpflichtete. Er malte in der Folge flott darauf los, Porträts von Damen und Herren der reichsdeutschen Gesellschaft, Landschaften von verträumten Reiz und Bilder mittelalterlicher Städte aus dem Frankenland mit fröhlich flammrot triumphierenden Ziegeldächern. Da man um die Jahrhundertwende, in der Zeit des sich programmatisch zum Alltag bekennenden Naturalismus eben anfang, die Schönheit auch rauher Arbeit zu entdecken, malte er weiter eine Ziegelei in Vollbetrieb, eine Radierwerkstatt und einen Antiquar inmitten seines Trödelkrams.

Voll Zuversicht, getragen von rosenroten Zukunftsplänen, kam der damals etliche Zwanzig Zählende um diese Zeit besuchsweise nach Wien. Um die Seinen wiederzusehen, Mutter, Schwestern und die alten Freunde. Das war der äußere Grund. Ein anderer aber saß ihm uneingestanden tief im Blut – ein triebhaft starkes, inniges Heimverlangen, ein nie ganz überwundenes, zuweilen heiß aufbrennen-

des Gefühl der Sehnsucht nach Wien, nach Wärme, Glanz und Fröhlichkeit der Donaustadt, nach dem ihn wundersam berausenden geistigen Duft der Wiener Atmosphäre.

So saß er denn, ein Heimgekehrter in seinem Atelier im Sonnenhof in Margareten, wo eine närrisch ehrgeizige Amsel nicht müde wurde, sich wie ein Posthorn zu gebärden spannen am Garn seiner sehr österreichisch orientierten Zukunftsträume.

Zu jener Zeit sah man die Bilder Dorschs im „Hagenbund“, der er als Mitglied angehörte, im Künstlerhaus und in der Kollektivausstellung der „Elbier“, einer sächsischen Künstlervereinigung, zu der neben David, noch Wilkens, Beckert, Bendrat, Ufer und einige andere zählten. Die reizenden farbigen Zeichnungen, die Dorsch als Ausbeute eines längeren Gesundheitsaufenthaltes in Bozen im „Hagenbund“ zur Ausstellung brachte und die die ganze malerische Traulichkeit der lieben alten Erker- und Laubengäschen charmevoll wiedergaben, fanden flotten Absatz, seine biedermeierlich betonten Stimmungsbilder, darunter „Die Schumannsche Träumerei“, zahlreiche Freunde und Schätzer.

Und dennoch -! Bald, ach, nur zu bald mußte der „Dresdner“ Dorsch erkennen, daß Wien eigentlich doch kein Arbeitsboden für ihn sei. Eine Oase für sein Herz, jawohl, ein Paradies für seinen Schönheitssinn, aber nicht die Scholle, aus der ihm Kraft zu trotzigem Ringen wuchs, nicht der Grund, um eine Existenz darauf zu bauen. Was andere vor ihm schon erfahren mußten, was heute noch sich immer neue bestätigt, es wurde hier zur bitteren Erkenntnis eines in seinen Hoffnungen schmerzlich Enttäuschten: In Wien als „Arrivierter“ leben: Seligkeit! Hochkommen aber, sich durchsetzen im Kampfe gegen Konkurrenz und Cliqueswesen: das Schicksal weniger Auserwählter!

So begann allmählich der Entschluß zur Rückkehr nach Dresden in der Seele des Gekrönten zu reifen. Ein schmerzhafter Prozeß, der sich nicht ohne böse innere Widerstände vollzog, schließlich aber doch mit dem Siege des starken künstlerischen Wollens über die schmeichelnde Versuchung der geliebten, gefährlich betörenden Phäakenstadt endete.

Eine Frühjahrsausstellung im Künstlerhaus brachte die letzte, vielleicht entscheidende Enttäuschung – im übrigen ein Erlebnis, das eines gewissen Humors nicht entbehrt.

Dorsch hatte das lebensgroße Bildnis eines ganz jungen Mädchens ausgestellt, einer schlank-üppigen Wiener Blondin, in silbergrauem Kleid mit einer Garbe leuchtendvioletter Himmelslilien. „Dame in Grau“ hieß das Porträt, denn in jenen Tagen wurden die Bildertitel durch das behandelte Farbenproblem bestimmt. So wollte es das ungeschriebene Gesetz der Mode.

Der Kaiser eröffnete die Ausstellung, alles, was Namen, Rang, Ehrgeiz und einen neuen Frühjahrsanzug hatte, war auf den Beinen. Die engen Räume des Künstlerhauses quollen über von drängendem, gaffendem, schwatzendem Leben.

Dorsch und das Original seiner „Dame in Grau“ standen vor ihrem Bild und warteten. Wenn der Kaiser doch nur Notiz nehmen wollte von dem Werk! Wenn er sich etwa lobend darüber äußerte? Wer konnte absehen, welche Füllhorn köstlicher Möglichkeiten solch Geschehen zum segenspendenden Kippen bringen mochte? . . . Zwei Herzen klopften stürmisch ein Duett. Aus Künstler Ehrgeiz das eine, das andere aus verzeihlicher Jungmädcheneitelkeit.

Stunde um Stunde verging. Frackhemden knitterten über stolzgeschwellten, ordengeschmückten Brüsten. Gesichter wurden bleich von Müdigkeit und Hunger. Das Vorgestellt- werden im Parterre

wollte kein Ende nehmen. Oben, im ersten Stock, trat man verzweifelt von einem Bein aufs andere. Noch nicht? Noch immer nicht? . . . Endlich aber doch! Alleluja! Endlich kam der Kaiser.

Freundlich lächelnd, militärisch stramm wie immer, aber doch schon etwas müde, schritt der Monarch die Bilderfront entlang. Da hing' im breiten Goldrahmen erwartungsvoll an roter Wand die „Dame in Grau“. Dorsch wurde vorgestellt, der Kaiser nickte ihm huldvoll zu, die Spannung stieg auf äußerste. Da sagte Se. Majestät gedankenvoll, fast schon im Weiterschreiten: „Porträt? So, so,“

Oh, Kaiserworte, Welch ein Gewicht wird euch doch beigelegt! Um dieser in ihrer Dürftigkeit schier komisch wirkenden zwei Silben willen war man aus Müdigkeit fast in den Boden gesunken, hatte man stundenlang Herzklopfen und Schwindel gehabt! Nun war der Schluß der Schlüsse – „so, so“ – nicht mehr!

*O vanitas vanitatum!*

Dorsch trug sein Schicksal mit jenem liebenswürdig fröhlichen Humor, der für sein Wesen charakteristisch war und ihm, wohin er kam, im Sturm Sympathien und Freunde gewann. Im übrigen aber folgte er Münchhausens schlauem Beispiel. Wie jener sich selbst am Schopf aus dem Sumpfe zog, so rettete dieser seine künstlerische Zukunft – in die Fremde. Mit etwas wunden Herzen kehrte er nach Dresden „heim“. Diesmal für immer. Einer von vielen, die in ihrem Vaterland die rechte Würdigung nicht finden konnten, die erst im Ausland sich zu dem entwickeln durften, wozu ihre Begabung sie berief. Er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen. In jungen Jahren schon ein gesuchter Lehrer, wurde er bald, im Jahre 1914, zum Professor der königlichen Akademie ernannt und folgte so in gewissem Sinne den Fußstapfen seines mittelweile verstorbenen Meisters und hochverehrten Freundes Gotthard Kuehl.

Allmählich im Laufe der Jahre ist Dorsch ganz und gar Deutscher geworden. Die Kriegszeit sah ihn in der Uniform des neuen Vaterlandes. Die alte versonnene Volksliedmelodie, die früher so oft durch seine Bilder schwang, ist nach und nach verklungen, und die Stelle romantischer Schwärmerei ist Ernst getreten und strenge Sachlichkeit. Immer noch geistern Erinnerungen an Biedermeierzeit und die Krinolinentage der späteren Dezennien durch seine Werke. Immer noch sind diese ein beschwingter Bericht von strahlenden Festen, prunkvollen Räumen, dekorativen Frauen. Aber seine Bilder, auf internationalen Kunstausstellungen vielfach prämiert, sie bleiben jetzt draußen im Reich. Nur hin und wieder in Kunstzeitschriften oder auf Künstleransichtskarten tritt uns hier der Name Dorsch entgegen. Dann freuen wir uns der unvermuteten Begegnung, des Wiedererkennens und jenes Wienertums, das immer noch zum Teil in seiner Malkunst wie in seinem Wesen steckt. Denn – und daran wird er in diesen Tagen denken müssen! – von den fünfzig Jahren, die sich am 10. Dezember für ihn erfüllten, haben die seiner Jugend, seiner suchenden, blutwarm brausenden, sehnsuchterfüllten Jugend, Wien gehört.

# Feuilleton.

## Der Maler Ferdinand Dorsch.

Eine Erinnerung von Billy Alandy.

Am 10. d. feierte der Maler Ferdinand Dorsch, Professor an der Kunstakademie in Dresden, ein ehemaliger Oesterreicher, seinen 50. Geburtstag.

In Wien, im Sonnenhof, über der Pilgrambrücke — 's ist lange her — da gab's einmal ein Maleratelier. Nicht von der Art jener ästhetisch-genial herausgeputzten Tummelplätze intimerer Geselligkeit, kein hüscheliges Künstlerboudoir. Eine Werkstatt schlecht und recht, bescheiden eingerichtet mit dem just unerlässlich Nötigen, etlichen Staffeleien, Malkästen, Pinselzeug, einem Faubett mit onyxdunklem Ueberwurf und einem Schreibtisch, auf dem, wenn „Sitzung“ war, immer ein Glas mit frischen Blumen stand. An den Wänden aber drängte sich ein buntes Allerlei von Farbstiftskizzen, Bildnisstudien, von Oelgemälden und Plakatentwürfen. Durch das die eine Wand beherrschende, vielfach geteilte Riesensfenster drang mattes, mildes, sonnenloses Licht, brach, aus der Tiefe quellend, durch die Entfernung sordiniert, wie Meeruschelgebräus der vielftimmige Chor des Großstadtstraßenlebens. In einer der tiefer gelegenen Wohnetagen hielt jemand eine zahme Amsel. Die pfiß und sang den ganzen lieben Tag. Sie hatte irgendwie den Posthornruf erlernt und übte diesen zäh und unermüdslich, wie eine ziel-

bewußt ausdauernde Gesangsseele. Trotz allen Eifers aber wußte sie im vierten Takt nicht weiter, brach regelmäßig an derselben Stelle ab und endete mit einer etwas schlampigen Kadenz, die wie das verlegene Lachen einer klang, die sich des eigenen Gestümpers schämt. Auf einem Malgerüst, zum Abtransport bereit, stand das Porträt des alten Kaisers. Mit wohlwollendem Schmunzeln sah es in den Raum. Eine der österreichischen Landeshauptstädte hatte das Bild bestellt. Der ihren Auftrag ausgeführt, war König Franz Josefs Untertan, ein Transleithanier des alten Oesterreich, Ferdinand Dorsch.

Sollte sein Name in Wien vergessen sein? Als Benjamin einer vielköpfigen deutschen Beamtenfamilie in Ungarn geboren, war der junge Dorsch früh schon, kaum daß er die Kinderschuhe recht vertreten hatte, nach Deutschland gekommen. Sein werktätiger Gönner und Beschützer Prinz von Reuß sorgte dafür, daß dort dem vielversprechenden jungen Talent die richtigen Wege gewiesen wurden. Als Schüler Gotthard Kuehls bezog der Malnovize aus dem Bruderland die Dresdner Kunstakademie, wurde dort bald der Liebling seines Lehrers, später aber, als die Jahre der Reise den Altersabstand zwischen den beiden Männern allgemach verwischten, des Meisters treuergebener Freund. Gleich sein erstes großes Delgemälde, das Triptychon „Ein deutsches Lied“, eine lyrisch-epische Paraphrase in Farben über das uralte Volksliedmotiv von Lieben, Scheiden und Verlierenmüssen, trug Dorsch als Preis die goldene Medaille ein. Das war anspornender Erfolg, der freilich auch verpflichtete. Er malte in der Folge flott darauf los, Porträts

von Damen und Herren der reichsdeutschen Gesellschaft, Landschaften von verträumtem Reiz und Bilder mittelalterlicher Städte aus dem Frankenland mit fröhlich flammrot triumphierenden Ziegeldächern. Da man um die Jahrhundertwende, in der Zeit des sich programmatisch zum Alltags bekennenden Naturalismus eben anging, die Schönheit auch rauher Arbeit zu entdecken, malte er weiter eine Ziegelei in Vollbetrieb, eine Radiererwerkstatt und einen Antiquar inmitten seines Trödelkrams.

Voll Zuversicht, getragen von rosentoten Zukunftsplänen, kam der damals etliche Zwanzig Zählende um diese Zeit besuchsweise nach Wien. Um die Seinen wiederzusehen, Mutter, Schwestern und die alten Freunde. Das war der äußere Grund. Ein anderer aber saß ihm uneingestanden tief im Blut — ein triebhaft starkes, inniges Heimverlangen, ein nie ganz überwundenes, zuweilen heiß aufbrennendes Gefühl der Sehnsucht nach Wien, nach Wärme, Glanz und Fröhlichkeit der Donaufstadt, nach dem ihn wundersam betauschenden geistigen Duft der Wiener Atmosphäre.

So saß er denn, ein Heimgekehrter in seinem Atelier im Sonnenhof in Margareten, wo eine närrisch ehrgeizige Amsel nicht müde wurde, sich wie ein Posthorn zu gebärden und das Wiener Leben in der Tiefe sang und brauste, und spann am Garn seiner sehr österreichisch orientierten Zukunftsträume.

Zu jener Zeit sah man die Bilder Dorichs im „Hagenbund“, dem er als Mitglied angehörte, im Künstlerhaus und in der Kollektivausstellung der „Elbier“, einer sächsischen Künstlervereinigung, zu der nebst Dorich, noch Wilkens, Beckert, Fendrot, Ufer und einige andere zählten. Die reizenden farbigen Zeichnungen, die Dorich als Ausbeute eines längeren Gekundungsaufenthaltes in Bozen im „Hagenbund“ zur Ausstellung brachte und die die ganze malerische Traulichkeit der lieben alten Erker- und Lauben-

gäßchen charmevoll wiedergaben, fanden flotten Absatz, seine biedermeierlich betonten Stimmungsbilder, darunter „Die Schumannsche Träumerei“, zahlreiche Freunde und Schätzer.

Und dennoch — ! Bald, ach, nur zu bald mußte der „Dresdner“ Dorisch erkennen, daß Wien eigentlich doch kein Arbeitsboden für ihn sei. Eine Oase für sein Herz, ja wohl, ein Paradies für seinen Schönheitssinn, aber nicht die Scholle, aus der ihm Kraft zu tropigem Ringen wuchs, nicht der Grund, um eine Existenz darauf zu bauen. Was andere vor ihm schon erfahren mußten, was heute noch sich immer neu bestätigt, es wurde hier zur bitteren Erkenntnis eines in seinen Hoffnungen schmerzlich Enttäuschten: In Wien als „Arrivierter“ leben: Seligkeit! Hochkommen aber, sich durchziehen im Kampfe gegen Konkurrenz und Cliqueswesen: das Schicksal weniger Ausgewählter!

So begann allmählich der Entschluß zur Rückkehr nach Dresden in der Seele des Gehrängten zu reifen. Ein schmerzhafter Prozeß, der sich nicht ohne böse innere Widerstände vollzog, schließlich aber doch mit dem Siege des starken künstlerischen Willens über die schmeichelnde Versuchung der geliebten, gefährlich betörenden Phäakenstadt endete.

Eine Frühjahrsausstellung im Künstlerhaus brachte die letzte, vielleicht entscheidende Enttäuschung — im übrigen ein Erlebnis, das eines gewissen Humors nicht entbehrt.

Dorisch hatte das lebensgroße Bildnis eines ganz jungen Mädchens ausgestellt, einer schlank-lüppigen Wiener Blondine, in silbergrauem Kleid mit einer Garbe leuchtendvioletter Himmelslilien. „Dame in Grau“ hieß das Porträt, denn in jenen Tagen wurden die Bildertitel durch das behandelte Farbenproblem bestimmt. So wollte es das ungeschriebene Gesetz der Mode.

Der Kaiser eröffnete die Ausstellung, alles, was Namen, Rang, Ehreiz und einen neuen Frühjahrsanzug hatte, war auf den Beinen. Die engen Räume des Künstler-



hauſes quollen über von drängendem, gaſſendem, ſchwachen-  
dem Leben.

Dorſch und das Original ſeiner „Dame in Grau“ ſtanden vor ihrem Bild und warteten. Wenn der Kaiſer doch nur Notiz nehmen wollte von dem Werk! Wenn er ſich etwa lobend darüber äußerte? Wer konnte abſehen, welch ein Füllhorn köſtlicher Möglichkeiten ſolch Geſchehen zum gegenwärtigen Rippen bringen mochte? . . . Zwei Herzen klopfen ſtürmiſch ein Duett. Aus Künſtlerehrgeiz das eine, das andere aus verzeihlicher Jungmädcheneitelkeit.

Stunde um Stunde verging. Frachthenden knitterten über ſtolzgeſchwellten, ordengeſchmückten Brüſten. Geſichter wurden bleich von Müdigkeit und Hunger. Das Vorgeſtellwerden im Parterre wollte kein Ende nehmen. Oben, im erſten Stock, trat man verzweifelt von einem Bein aufs andere. Noch nicht? Noch immer nicht? . . . Endlich aber doch! Alleluja! Endlich kam der Kaiſer.

Freundlich lächelnd, militäriſch ſtamm wie immer, aber doch ſchon etwas müde, ſchritt der Monarch die Silberfront entlang. Da hing im breiten Goldrahmen erwartungsvoll an roter Wand die „Dame in Grau“. Dorſch wurde vorgeſtellt, der Kaiſer nickte ihm huldvoll zu, die Erwartung ſtieg aufs äußerſte. Da ſagte Se. Majeſtät gedankenvoll, faſt ſchon im Weiterſchreiten: „Porträt? So, ſo.“

Oh, Kaiſerworte, welch ein Gewicht wird euch doch beigelegt! Um dieſer in ihrer Dürftigkeit ſchier komiſch wirkenden zwei Silben willen war man aus Müdigkeit faſt in den Boden geſunken, hatte man ſtundenlang Herzklopfen und Schwindel gehabt! Nun war der Schluß der Schlüſſe — „ſo, ſo“ — nicht mehr!

O vanitas vanitatum!

Dorſch trug ſein Schickſal mit jenem liebendwürdig fröhlichen Humor, der für ſein Weſen charakteriſtiſch war und

ihm, wohin er kam, im Sturm Sympathien und Freunde gewann. Im übrigen aber folgte er Münchhausens schlaudem Beispiel. Wie jener sich selbst am Schopf aus dem Sumpfe zog, so rettete dieser seine künstlerische Zukunft — in die Fremde. Mit etwas wundem Herzen kehrte er nach Dresden „heim“. Diesmal für immer. Einer von vielen, die in ihrem Vaterland die rechte Würdigung nicht finden konnten, die erst im Ausland sich zu dem entwickeln durften, wozu ihre Begabung sie berief. Er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen. In jungen Jahren schon ein gesuchter Lehrer, wurde er bald, im Jahre 1914, zum Professor der königlichen Akademie ernannt und folgte so in gewissem Sinne den Fußstapfen seines mittlerweile verstorbenen Meisters und hochverehrten Freundes Gotthard Kuehl.

Allmählich im Laufe der Jahre ist Dorisch ganz und gar Deutscher geworden. Die Kriegszeit sah ihn in der Uniform des neuen Vaterlandes. Die alte versöhnliche Volksliedmelodie, die früher so oft durch seine Bilder schwang, ist nach und nach verklungen, an die Stelle romantischer Schwärmerei ist Ernst getreten und strenge Sachlichkeit. Immer noch geistern Erinnerungen an Biedermeierzeit und die Skrinolinentage der späteren Dezennien durch seine Werke. Immer noch sind diese ein beschwingter Bericht von strahlenden Festen, prunkvollen Räumen, dekorativen Frauen. Aber seine Bilder, auf internationalen Kunstausstellungen vielfach prämiert, sie bleiben jetzt draußen im Reich. Nur hin und wieder in Kunstzeitschriften oder auf Künstleransichtskarten tritt uns hier der Name Dorisch entgegen. Dann freuen wir uns der unvermuteten Begegnung, des Wiedererkennens und jenes Wienerturns, das immer noch zum Teil in seiner Malkunst wie in seinem Wesen steckt. Denn — und daran wird er in diesen Tagen denken müssen! — von den fünfzig Jahren, die sich am 10. Dezember für ihn erfüllten, haben die seiner Jugend, seiner suchenden, blutwarm brausenden, sehnsuchterfüllten Jugend. Wien gehört.